

Markus Stromiedel

Feuertaufe

Politthriller

Knaur Taschenbuch Verlag

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Originalausgabe März 2010
Copyright © 2010 by Knaur Taschenbuch.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Herbert Neumaier
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-50114-6

2 4 5 3 1

»Die Würde des Menschen ist unantastbar.
Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung
aller staatlichen Gewalt.«

*Artikel 1.1 des Grundgesetzes der
Bundesrepublik Deutschland*

Prolog

Der Tod kam in das Haus, als alle schliefen. Nichts kündigte ihn an: nicht das leise Rauschen der nächtlichen Stadt, das durch gekippte Fenster in die Schlafzimmer drang, nicht das blasse Licht des Mondes, das behutsam über die Gesichter der Schlafenden strich. Keine Tür knarrte, kein Hund bellte, kein nächtlicher Spaziergänger schreckte auf und schlug Alarm. Der Tod ließ niemandem eine Chance. Nur ein Bett, im dritten Stock, war leer.

*

Die Decke fest über seinen Kopf gezogen, kauerte Yarik in der Ecke seines Verschlages und weinte voller Wut. Wenn er doch nur tot wäre! Dann würden seine Mutter und sein großer Bruder schon merken, was sie an ihm hatten! Yarik zog seine Nase hoch und rieb sich mit dem Ärmel des Schlafanzuges über seine tränennassen Augen. Es war gemein, dachte er, dass Ismael ihn verraten und der Mutter gesagt hatte, er habe sich hinter dem Sofa verborgen! Jetzt würde er morgen der Einzige in ihrer Klasse sein, der den Krimi im Fernsehen nicht angeschaut hatte. Alle würden ihn auslachen.

Er wollte nicht mehr ausgelacht werden!

Yarik schluchzte auf, rollte sich unter der Decke zusammen, zog seine Taschenlampe etwas näher an sich heran. Er würde jetzt sterben, und dann würden sie ihn finden, morgen früh, wenn er nicht in seinem Bett läge, sondern hier unten, tot und kalt. Dann würden sie sehen, was sie davon hatten, ihn so ge-

mein zu behandeln! Er kuschelte sich in sein Kissen, das er aus der Wohnung geschmuggelt und hier hinunter in den Keller geschafft hatte, um sich sein Versteck zwischen den alten Schränken und Kartons gemütlicher zu gestalten. Der Gedanke an seine Rache tröstete ihn ein wenig. Yarik spürte, wie der Schlaf ihn zu umhüllen begann, und erschöpft vom Weinen ließ er sich hineinfallen in diese warme, weit geöffnete Hand.

Ein leises Klirren schreckte ihn auf. Es war dunkel, seine Taschenlampe brannte nicht mehr. Yarik setzte sich auf. Sein Herz klopfte ihm bis zum Hals. Ängstlich lauschte er in die Dunkelheit. Im Keller war es still, auch aus dem Treppenhaus drang kein Laut. Oder waren da Schritte?

Leise schlüpfte Yarik aus seinem Versteck und huschte zum Kellerfenster. Das Licht des Mondes fiel matt durch das staubblinde Glas. Er zog die Holzkiste heran, kletterte darauf, stellte sich auf seine Zehenspitzen und spähte hinaus. Niemand war zu sehen, der nächtliche Platz vor dem Haus war leer. Ein dunkler Wagen stand in der Auffahrt zum Hof, halb verborgen hinter den überfüllten Mülltonnen. Yarik hatte den Wagen noch nie in ihrem Viertel gesehen.

Er hob die Hand, wischte den Staub vom Glas, um das Auto genauer in Augenschein nehmen zu können. Im gleichen Moment stellte sich ein Springerstiefel in sein Blickfeld, keinen Meter von ihm entfernt. Erschrocken fuhr Yarik zurück, sein Fuß trat an den Rand der Kiste, kippte ins Leere, und er verlor das Gleichgewicht. Erst im letzten Augenblick hielt er sich an einem Gasrohr fest, bevor er sich durch den Lärm des Sturzes verraten hätte.

Leise zog er sich auf die Kiste zurück und spähte nach draußen. Der Stiefel war vor dem Kellerfenster stehen geblieben, jetzt beugte sich das Bein, das in dem schwarz polierten Schaft

steckte, und eine Hand griff nach den Schnürsenkeln. Fasziniert sah Yarik die winzige Tätowierung auf der linken Hand des Stiefelträgers, in der Beuge zwischen Daumen und Zeigefinger: ein kleiner, fein gearbeiteter Drache. Die rote Zunge des Fabeltiers leckte gierig aus dem geöffneten Maul. Yarik schien es, als lache der Drache ihn an, böse und triumphierend. Dann hatte der Stiefelträger seine Schuhbänder festgezogen, das Bein streckte sich, verschwand wie die Hand mit dem Drachen aus Yarik's Blickfeld.

Vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, stieg Yarik von der Kiste und schlich zur Kellertür, drückte sie leise in das Schloss. In den neun Jahren seines Lebens hatte er gelernt, sich vor hochgeschnürten Stiefeln in Acht zu nehmen, vor allem abends und in der Nacht, wenn es gefährlich war, unaufmerksam durch die Stadt zu gehen. Wenn er sich ganz ruhig verhielt, wusste Yarik, dann würde ihn niemand beachten. Er war nichts als ein kleiner Junge, unauffällig und nicht wert, dass man an ihn einen Blick verschwendete, geschweige denn ein Schimpfwort oder einen Schlag. Er würde sich verstecken, bis die Gefahr vorbei war, so wie immer. Denn dass Gefahr herrschte, das spürte er.

Behende schlängelte Yarik sich zwischen den zwei Schränken hindurch in sein Versteck und schob die bereitliegende Pappe vor den Spalt. Dann hockte er sich auf die Matratze, zog die Decke über sich und tastete nach seinem Glücksbringer, einem kleinen Pferd aus Metall, das er immer bei sich trug. Leise, kaum hörbar, begann er zu singen, das Lied, das sein Vater immer gesungen hatte, als er noch lebte und die Mutter noch lachte. Doch die Angst blieb. Yarik spürte, diesmal war etwas anders. Er ahnte, diesmal würde er nicht weglaufen, würde er sich nicht verstecken können.

Er hörte das Knistern erst, als es lauter wurde. Jemand kratz-

te an der Kellertür, klopfte mit vielen kleinen Händen, um Einlass zu erbitten. Yarik zögerte. Vorsichtig schlich er sich aus seinem Versteck, näherte sich der Tür, legte behutsam sein Ohr an das Holz. Verblüfft zuckte er zurück: Das Holz der Tür war warm! Erstaunt griff er zur Klinke, schob intuitiv den Ärmel seines Schlafanzuges zwischen das Metall und seine Haut und zog die Tür auf. Im gleichen Moment roch er den Rauch. Doch es war schon zu spät: Genährt durch den Sauerstoff, der aus dem Keller in den engen Vorraum unter dem Treppenhaus drang, schossen die eben noch glimmenden Flammen in die Höhe, brüllend und nach Nahrung gierend. Yarik taumelte zurück, mit verbrannten Wimpern und Haaren, sah erschrocken, wie die Flammen zunächst die Kellerstiege und dann die Unterseite des alten Holztreppenhauses erfassten und es anzufressen begannen, schnell und unaufhaltsam, Meter für Meter, als hätte jemand dem Feuer den Weg gebahnt. Dann hörte er die ersten Schreie aus dem Haus.

Panisch sah Yarik sich um. Die Kellertür brannte, ebenso die Vorderseite des Küchenschrankes, der sein Versteck zur Tür hin begrenzte. Yarik hustete, duckte sich unter den Qualmwolken, die den Raum zu füllen begannen, hindurch und tastete sich zum Kellerfenster. Die Kiste stand noch dort. Er kletterte hinauf, stellte sich auf die Zehen und streckte sich, doch sein Arm war nicht lang genug, um an den verrosteten Schließhebel des Fensters zu gelangen. Hustend und mit tränenenden Augen sah Yarik sich um. Sein Blick fiel auf einen Autoreifen, der in einer Ecke lag. Er sprang von der Kiste, versuchte, den schweren unter einem Stapel alter Decken und Kartons liegenden Pneu hervorzuzerren. Doch der Reifen hing fest, sperrte sich seinem verzweifelten Reißen. Yarik fing an zu weinen.

Das Feuer hatte inzwischen den gesamten Küchenschrank erfasst, gerade sprang es über auf den zweiten Schrank, die andere Seite der Lücke, durch die er so oft geschlüpft war. Yarik sah sein Versteck verbrennen, jenen Ort, an dem er sich immer wieder verborgen und davon geträumt hatte, ganz weit weg zu sein, in einer Welt, in der man ihn wollte und liebte. Er begriff, er würde nicht mehr leben, wäre er jetzt in seinem Verschlag, auf seiner Matratze, unter seiner Decke.

Yarik hustete, er spürte, die Luft zum Atmen wurde weniger und weniger. Ihm schwindelte. Er richtete sich auf, wischte sich seine Tränen aus dem Gesicht. Er wollte nicht sterben! Mit aller Kraft stemmte er sich gegen den festhängenden Reifen, fühlte, wie sich das vom Feuer schon warme Gummi dehnte. Dann, mit einem Ruck, sprang ihm der Reifen entgegen. Mühsam zerrte Yarik ihn zum Fenster und wuchtete ihn auf die Kiste, dann kletterte er hinauf, hustend und taumelnd, dem unter der Decke wabernden tödlichen Qualm entgegen. Er streckte sich, tastete nach dem Griff des Fensters, zerrte an dem klemmenden Hebel. Nichts rührte sich. Yarik hustete, zerrte erneut, rüttelte an dem verrosteten Mechanismus, wieder und wieder. Er spürte, es wurde warm an seinen Beinen, die Kiste hatte zu kokeln begonnen, und das Gummi des Reifens begann zu qualmen. Yarik sah nicht hinab, zerrte weiter, benommen vom Rauch und der Hitze. Dann sprang der Riegel zurück, und das Fenster schwang auf.

Gierig sog Yarik den Sauerstoff ein, der durch die Fensteröffnung in den Keller drang, so wie auch das Feuer den Sauerstoff gierig aufzog. Mit einem Knall schossen die Flammen in die Höhe, schlugen an die Decke und weiter die Kellerstiege hinauf bis hoch in das Treppenhaus, wo sie sich mit den anderen Brandherden zu einer meterhohen Feuersäule verbanden. Yarik spürte, wie seine Kleidung zu brennen begann. Im glei-

chen Moment gab die Kiste unter ihm nach. Hustend, die tränenenden Augen zusammengekniffen, griff Yarik zu, er packte den Rahmen des Fensters, hielt sich fest. Mit den Füßen verzweifelt an der Wand entlang kratzend, versuchte er sich hinaufzuziehen, während das heiß werdende Metall des Fensterrahmens seine Handflächen zu verbrennen begann. Entsetzt spürte Yarik, seine Kraft ließ nach. Verzweifelt krallten sich seine Finger um die Kante des Rahmens. Dann ertastete sein rechter Fuß einen Vorsprung im Mauerwerk. Mit letzter Kraft stemmte Yarik sich ab, drückte seinen Oberkörper durch die Öffnung hinaus ins Freie. Erleichtert spürte er den kühlen Erdboden unter seinen blutigen Händen. Er zog die Beine durch das Fenster, riss sich die brennenden Hausschuhe von den Füßen, ebenso seinen Schlafanzug, der sich in der Hitze zusammengezogen hatte und qualmend kokelte. Nackt bis auf seine Unterhose kroch Yarik vom Haus fort, immer weiter, er spürte nicht die Scherben unter seinen Händen, die auf dem Boden lagen, er kroch und kroch, bis er fühlte, dass die Hitze hinter ihm nachließ. Dann hielt er inne und drehte sich um.

Das große vierstöckige Gebäude stand komplett in Flammen. Aus den Fenstern des Treppenhauses loderten sie wie Feuerwesen, die einen wilden Tanz aufführten und hinaus in die Nacht sprangen. Auch aus anderen Fenstern züngelte das Feuer. Yarik sah hinauf zum dritten Stock, dorthin, wo er lebte, mit seiner Mutter, seinem Bruder, seiner Schwester. Die Fenster waren unversehrt. Doch hinter den Glasscheiben flackerte rot der Schein der Flammen, die in der Wohnung wüteten. Dann sah er die Mutter: eine brennende Gestalt. Die Arme hochgerissen, taumelte sie zum Fenster, schwankte und fiel zur Seite, den Vorhang mit sich reißend. Im selben Augenblick platzte das Glas in der Hitze des Feuers, die Flammen

schossen heraus. Dann zerbarst das Glas des zweiten Fensters, des dritten, des vierten.

Regungslos starrte Yarik hinauf, unfähig, das Gesehene zu begreifen. Er setzte sich, schlang die Arme um seine Beine und begann leise zu singen, seinen Körper im Takt der Melodie wiegend, den Blick starr auf das brennende Haus gerichtet.

Er sang noch, als die Feuerwehrleute ihn fanden.

I

Der Nieselregen hatte sich wie schwerer Nebel über die Stadt gelegt, als sich Kriminalhauptkommissar Paul Selig der Straßensperre näherte. Seit Stunden schon dämmerte es, obwohl die Sonne längst hoch am Himmel stand. Doch die dunklen, am Himmel klebenden Wolken entließen die Hauptstadt nicht in den Tag.

Selig griff zum Armaturenbrett seines Wagens und drehte das Radio leiser. Gerade berichtete der Sprecher mit betroffener Stimme von dem Brandanschlag in der vergangenen Nacht. Unbekannte hatten in Kreuzberg ein Mietshaus angezündet, alle Bewohner bis auf einen kleinen Jungen waren in den Flammen umgekommen. Die Worte des Sprechers aber drangen nicht bis zu Selig durch: Er war in Gedanken bei dem Anrufer, der ihn vor zwei Stunden aufgeschreckt und hergebeten hatte.

Es war verrückt, was er tat!

Selig stoppte seinen Wagen neben dem schwarz gekleideten Posten, der, ein automatisches Gewehr quer vor der Brust, neben der Straßensperre stand. Unter dem kritischen Blick des Mannes ließ er die Scheibe herab – und bemerkte erschrocken, dass er seinen Dienstausweis im Büro liegen gelassen hatte. Das Blut schoss ihm ins Gesicht, während er seine Jacke abtastete und dabei fieberhaft nachdachte, was er nun tun sollte. Doch der Posten hatte sich schon abgewandt und gab das Zeichen, die Sperre zur Seite zu schieben: Das mobile Blaulicht auf Seligs Dienstwagen hatte ihn davon überzeugt,

dass Selig zu den Guten gehörte und nicht zu denen da draußen, denen der ganze Aufwand galt.

Seit Stunden schon war das Zentrum Berlins von Passanten geräumt worden, allein Polizisten und Angehörige der anliegenden Botschaften durften die Straßensperren passieren. Vorsichtig lenkte Selig seinen Wagen in die abgesperrte Zone, vorbei an einer Reihe gepanzerter Transporter des Spezialkommandos des Bundeskriminalamts, schwarze geduckte Ungetüme, die mit ihren verspiegelten Scheiben abweisend und bedrohlich aussahen. Selig hielt, als eine Kampf Einheit schwarz gekleideter Elitepolizisten die Fahrbahn kreuzte, bog dann ab in die Friedrichstraße und parkte schließlich auf dem Gehweg in Sichtweite der stählernen Mauer aus Gittern, die die Männer des Spezialkommandos hier errichtet hatten. Selig stotterte kaum, als er einem der Polizisten, die hier positioniert waren, sein Anliegen erklärte. Dann trat er an das Gitter, sah die Straße hinab und wartete.

Zuerst waren nur Trommeln zu hören, ein dumpfes Dröhnen, das Selig in den Körper fuhr und das die Gitterstäbe unter seinen Händen erzittern ließ. Dann schob sich langsam die Spitze des Demonstrationzuges um die Ecke, eine schwarze bedrohliche Masse, die wie ein Lavastrom aus der Häuser Schlucht quoll und sich ausbreitete auf der Fahrbahn Richtung Brandenburger Tor. Selig spürte, wie sein Magen sich zusammenkrampfte.

Er müsse alleine kommen, hatte der Mann am Telefon gefordert, und Selig hatte ihm nicht widersprochen, fasziniert von der Entschlossenheit in der Stimme, die ihn aufgeschreckt hatte in seinem Büro im Polizeipräsidium. Jetzt, als sich der Demonstrationzug näherte und Selig die Angst spürte, die sich in ihm ausbreitete, ärgerte er sich, dem Unbekannten für das Treffen keinen anderen Ort vorgeschlagen zu haben.

Der Polizist, der vor der Absperrung stand, schob sein Visier hoch und sah Selig fragend an. Der Hauptkommissar zögerte: Noch konnte er umkehren. Doch dann nickte er. Mit einer schnellen Bewegung löste der Polizist die Verriegelung und hob das Gitter aus seiner Verankerung, Selig schlüpfte durch die Lücke, trat hinaus auf die Straße, hinaus vor den schützenden Kordon, den die Männer des Spezialkommandos hinter den Absperrgittern gebildet hatten.

Ein kalter nasser Windstoß fegte über den Asphalt und zerrte an seinem Mantel. Selig schlug seinen Kragen hoch und wartete, bis sich die Spitze des Demonstrationzuges an ihm vorbeigeschoben hatte. Dann mischte er sich unter die schwarz gekleideten Demonstranten, die schweigend einem von einer Trommlergruppe flankierten Pappsarg folgten. »Demokratie« stand in großen Lettern auf der einen Seite des Sarges, »Freiheit« auf der anderen. Die Menge nahm ihn misstrauisch auf: Jemand, der die Absperrungen der Polizei durchqueren konnte, war keiner von ihnen.

Er war alleine gewesen, als sein Telefon geklingelt hatte, ein Direktanruf, nicht vermittelt von der Zentrale oder der Sekretärin, die im Auftrag des Sprechers des Polizeipräsidenten darüber wachte, dass Hauptkommissar Selig, Leiter der Sonderermittlungsgruppe 1, ungestört blieb, ungestörter, als es ihm lieb war.

»Woher haben Sie diese Nummer?«

»Das spielt keine Rolle. Schließen Sie bitte die Tür, sie ist offen.«

Seine Bürotür war tatsächlich nur angelehnt gewesen, Selig hatte sie geschlossen, dann war er an das Fenster getreten und hatte hinausgeblickt. Doch weder auf der Straße noch im Gebäude gegenüber hatte er jemanden erkennen können, der ihn beobachtete. »Wer sind Sie?«

Der Anrufer hatte seine Frage ignoriert und ihn um ein Treffen gebeten, in einer Stunde, bei der Demonstration vor dem Brandenburger Tor. »Ich finde Sie. Warten Sie, bis ich Sie anspreche!« Dann hatte der Unbekannte aufgelegt, ohne eine Antwort abzuwarten.

Das monotone Dröhnen der Trommeln schwoll an, als die Demonstranten den Pariser Platz erreichten und der Zug stoppte. Der Einsatzleiter des Spezialkommandos hatte eine Mauer aus Absperrgittern quer über den Platz ziehen lassen, hatte sechzig seiner Männer davor postiert und sie wie üblich mit dunklen Helmen, Schutzschilden und nicht tötenden Waffen ausgerüstet. Auch der Weg Richtung Norden war durch Gitter versperrt, dahinter standen zwei Wasserwerfer bereit. Der Plan war, die Demonstranten durch die Wilhelmstraße Richtung Süden abzudrängen, fort vom Brandenburger Tor und dem Reichstagsgebäude, dem Ziel des Zuges. Doch die Demonstranten weigerten sich, dem Plan des Einsatzleiters zu folgen. Stumm standen sie vor den Gittern, blickten hinüber zu den Polizisten, während das monotone Trommeln lauter und lauter wurde. Die Polizisten ließen auf ein Zeichen hin die Visiere ihrer Helme herab und griffen ihre Schlagstöcke fester.

Plötzlich hörte Selig dicht hinter sich eine leise Stimme. »Nicht umdrehen!«

Er widerstand der Versuchung, den Kopf zu wenden. Eine Hand begann ihn abzutasten, der Unbekannte hinter ihm suchte nach einer Waffe oder einem Sender, Selig wusste es nicht. Er sah die schlanke Hand, die seinen Oberkörper hinabglitt, die in die Taschen seines Mantels fuhr und unter den Kragen seines Hemdes, schnell und geübt. Für einen Moment erblickte Selig die kleine Tätowierung in der Beuge zwischen Daumen und Zeigefinger, darunter eine schmale Narbe. Dann

zog sich die Hand zurück, und die Stimme an seinem Ohr war wieder vernehmbar. »Weiß jemand von diesem Treffen?« Selig schüttelte den Kopf. »Was wollen Sie von mir?«

»Ihre Hilfe.«

Erstaunt wollte Selig sich umwenden, doch mit einem Stoß in den Rücken und einem festen Griff ins Haar verhinderte der Fremde jede Bewegung. Dann spürte Selig den Druck einer Waffe an seiner Taille.

»Es ist besser für Sie, wenn Sie mich nicht kennen. Und besser für mich.«

Selig nickte stumm, während er die Angst niederzukämpfen versuchte, die in ihm aufzusteigen begann. »Warum gerade ich?«

»Weil Sie nicht dazugehören.«

Selig dachte fieberhaft nach. Wer war der Unbekannte hinter ihm? Einer jener Spinner, die diese Stadt immer wieder ans Tageslicht spülte, hinaus aus ihren düsteren Parallelwelten, in denen sie unbehelligt lebten, bis sie ans Licht taumelten und der Wahwitz ihres Denkens deutlich wurde? Oder ein Mann, der in Not war, der tatsächlich Hilfe brauchte, seine Hilfe?

»Wenn ich was für Sie tun kann, dann sagen Sie es.«

Die Stimme blieb stumm.

Erst jetzt registrierte Selig, dass sich der Griff in seinem Haar gelöst hatte, auch der Druck an seiner Taille war fort. »Wie kann ich ihnen helfen? Antworten Sie!«

Keine Antwort.

Langsam drehte Selig sich um. Der Platz direkt hinter ihm war leer. Für einen Augenblick glaubte Selig eine Bewegung in der Menge zu sehen, ein fließendes Wogen, nur wenige Meter entfernt, wie Schilfgras, das sich teilt und zurückschwingt. Er setzte an, der Bewegung zu folgen. In der gleichen Sekunde traf ihn der Strahl des Wasserwerfers.

3

Die Lider weit geöffnet, hockte Selig vorgebeugt auf einem Metallhocker und ließ den Strahl gereinigten Wassers über seine Augäpfel fließen. Die Flüssigkeit, die an seinem Gesicht hinabließ und in das winzige Waschbecken vor ihm tropfte, war kalt und unangenehm, doch sie half. Langsam ließ das Brennen nach.

»Herr Selig?«

Ohne dass er es bemerkt hatte, war Maria in den kleinen Raum getreten. Er hob den Kopf. An ihrem Gesicht erkannte er, dass er furchtbar aussehen musste.

»Mein Gott! Was ist passiert?« Besorgt betrachtete sie seine vom Tränengas geröteten Augen.

Selig winkte ab. »Nichts. Eine Augenreizung.«

»Die ihre ganze Kleidung durchnässt?«

Selig versuchte, Marias vorwurfsvollen Blick zu ignorieren.

»Es ist alles in Ordnung. Machen Sie sich keine Gedanken!«

Maria starrte ihn ärgerlich an, dann drehte sie sich um und verließ wortlos die Nasszelle. Selig seufzte. Mühsam stand er auf und eilte ihr nach. »Warten Sie!«

Ohne zu reagieren durchquerte Maria den benachbarten Briefraum, trat in den Gang des stählernen Komplexes und eilte zum Ausgang. Ärgerlich stieß sie die Tür auf und verließ das Gebäude, ging die Stufen hinab zur regennassen, im Licht der Scheinwerfer glänzenden Rasenfläche am Fuß der Treppe.

An diesem Tag hatte das SPK, das Spezialkommando des Bundeskriminalamts, seine mobile Kommandozentrale am Rande des Tiergartens gegenüber dem Brandenburger Tor aufgestellt, zwölf große fahrbare Stahlboxen, die in Minuten nebeneinander rangiert und fest miteinander verbunden wer-

den konnten – ein Hightechkomplex samt Zellen und Vernehmungsräumen, vom Innenminister über alle Maßen gelobt und von seinen Gegnern als Werkzeug des Bösen gebrandmarkt. Vor knapp dreißig Minuten war der Einsatz des vierhundert Mann starken SPK offiziell für beendet erklärt worden, gerade gingen die letzten der martialisch ausgestaffierten Polizisten an Maria vorbei in die Kommandozentrale, um ihre Waffen abzugeben. Dumpf dröhnte das Geräusch ihrer schweren Stiefel auf den stählernen Treppenstufen. Ein lautes Dröhnen übertönte die Stimmen der Männer: Begleitet von einem Kommandowagen, fuhren die vier stahlblauen Wasserwerfer des Spezialkommandos am Tiergarten vorbei. Ihr Ziel war das Depot in den Hallen des alten Tempelhofer Flughafens, in dem sie betankt und neu befüllt werden würden.

Selig trat zur Seite und wartete, bis die Polizisten den Eingang zur Kommandozentrale passiert hatten, dann verließ auch er das stählerne Gebäude. Maria war wenige Schritte vom Eingang entfernt stehen geblieben. Die Arme verschränkt, blickte sie zum Brandenburger Tor. Wie immer, wenn sie wütend war, hatte sich auf ihrer Stirn eine kleine Falte gebildet, die von der Nasenwurzel über das rechte Auge führte und die, da Maria jung war, ihre Attraktivität unterstrich. Ihre dunklen Augen unter den dichten, schmal gezupften Brauen und ihr Teint verrieten ihre spanischen Wurzeln, so wie auch ihr Temperament das ihres Vaters war.

Selig mochte sie: ihre Offenheit, ihr Natürlichkeit, ihr Interesse an anderen Menschen, gepaart mit einer beneidenswert selbstbewussten Ausstrahlung. Doch er vermied es, ihr dies zu zeigen: Seit ihm klargeworden war, dass Maria das verkörperte, was er sich als Kind von seiner Schwester erhofft hatte, hatte er sich von ihr zurückgezogen.

Maria bemerkte die Bewegung neben sich und drehte sich

ärgerlich zu ihm um. »Wagner hat recht. Sie sind unfähig, eine Ermittlungsgruppe zu leiten.«

Selig war überrascht. Mit einem solchen Satz hatte er nicht gerechnet. »Warum?«

»Weil Sie ein Eigenbrötler sind. Mit niemandem reden. Alles alleine machen. Und wenn man sie fragt, dann kommen nur Ausflüchte.«

»Das stimmt doch gar nicht! Ich habe nur gesagt, dass alles in Ordnung ist.«

Maria sah ihn vorwurfsvoll an. »Finden Sie es wirklich in Ordnung, wenn ich hierherkommen muss, um Sie zu identifizieren? Weil Sie bei einer ungenehmigten Demonstration verhaftet worden sind?«

»Ich bin zufällig hineingeraten.«

»Zufällig.« Maria lachte spöttisch auf. »Nachdem Sie einen Anruf bekommen und überstürzt Ihr Büro verlassen haben.« Bevor er antworten konnte, unterbrach eine Stimme ihr Gespräch. »Kriminalhauptkommissar Selig?«

Selig drehte sich um. Der Chef des Spezialkommandos stand hinter ihm, in der Hand Seligs Dienstausweis. »Entschuldigen Sie bitte das Missverständnis.«

Selig nahm den Ausweis und wollte antworten, doch der Einsatzleiter hatte sich schon umgewandt und ging zurück zum Eingang der Kommandozentrale.

Selig wandte sich wieder Maria zu. »Hören Sie, Frau Fernandez, es tut mir leid ...«, begann er und suchte nach Worten für eine Erklärung, irritiert durch ihren Blick, in dem Enttäuschung mitschwang. Noch während er überlegte, was er ihr sagen sollte, klingelte sein Telefon.

Dirk Rüter war am Apparat. »Der Polizeipräsident will Sie sehen. Sie und Ihr Team. In zwei Stunden.«

»Worum geht's?«

»Das erfahren Sie, wenn Sie hier sind. Seien Sie pünktlich!« Ohne eine weitere Erklärung beendete Rüther das Gespräch. Selig steckte das Telefon wieder in die Tasche seiner Jacke und informierte Maria über das anstehende Treffen.

Sie nickte, immer noch ärgerlich. »Ich sage Wagner Bescheid. Wir treffen uns im Präsidium.« Sie holte den Wagenschlüssel aus ihrer Tasche und warf einen kurzen Blick auf Seligs durchnässte Kleidung. »Und ziehen Sie sich was Trockenes an!«

Schotter spritzte zur Seite, als Maria den Wagen mit durchdrehenden Vorderreifen zurück zur Straße lenkte. Dann, als das Fahrzeug den Bordstein passiert hatte und die Räder griffen, trat sie auf das Gaspedal, und der Wagen schoss davon.

*

Dreißig Meter entfernt, im Überwachungsraum der mobilen Kommandozentrale, blickte der Chef des Spezialkommandos konzentriert auf den Hauptbildschirm und tippte einen Befehl auf der Tastatur des Computers. Die eben noch gestochen scharfe Aufnahme, eingefangen von der Überwachungskamera an der Fassade der Akademie der Künste, wurde verzerrt, und die Gestalten, die gerade noch ruhig auf dem Pariser Platz hin und her gegangen waren, huschten wie hektische Punkte durch das Bild. Dann schob sich eine schwarze zuckende Menge vom rechten unteren Bildrand hinauf bis zur Bildmitte. Der Chef des Spezialkommandos berührte eine der Tasten, der schnelle Vorlauf verlangsamte sich, das Bild wurde wieder scharf.

Die schwarze Masse entpuppte sich als Ansammlung von Menschen, schwarz gekleidete Demonstranten, die den Platz vor dem Brandenburger Tor erreicht hatten und nun stumm vor den Absperrgittern standen. Gerade näherte sich der erste

der Wasserwerfer den Wartenden. Langsam schwenkte die Kanone des blau glänzenden Ungetüms herum, und ein Wasserstrahl löste sich aus dem stählernen Rohr. Im selben Augenblick, kurz bevor der Strahl sein Ziel erreichte, stoppte der Chef des Spezialkommandos die Wiedergabe. »Das ist er.« Er wies auf eine Gestalt in der Menge, vergrößerte das Bild, dann beugte er sich zum benachbarten Computerarbeitsplatz, der wie alle anderen im Raum nicht besetzt war, und tippte einen Namen ein. Das Bild von Seligs Dienstaussweis erschien auf dem Monitor. »Paul Selig. Hauptkommissar bei der Kriminalpolizei. Ist mit seiner Ermittlungsgruppe direkt dem Polizeipräsidenten unterstellt.« Der Chef des Spezialkommandos sah seinen Besucher fragend an. »Soll ich seine Daten abrufen?«

Der Mann, der im Halbdunkel des Raumes stand und interessiert auf den Bildschirm geblickt hatte, schüttelte den Kopf. »Nicht nötig. Danke für Ihre Mühe. Sie haben sicherlich noch zu tun.«

Der Chef des Spezialkommandos zögerte, dann stand er auf und verließ wortlos die Kommandozentrale.

Der Besucher schloss die Tür hinter ihm ab, trat an den Computerarbeitsplatz und begann routiniert die Tastatur zu bedienen. Endlich hatte er gefunden, was er gesucht hatte. Er legte eine Double-Blu-Ray-Disc in das Laufwerk, tippte einen Befehl ein. Das Laufwerk und die Festplatte des Rechners begannen zu arbeiten.

Der Mann lehnte sich zurück, betrachtete nachdenklich die Bilder, die über den Monitor huschten und die an den Ecken leicht flimmerten. Dann, mit einem Tonsignal, gab das Laufwerk die silberweiß schimmernde Scheibe wieder frei.

Mit wenigen Tastendruckern löschte der Mann die Aufnahme auf dem Server, schob die Disk in eine Hülle und steckte sie in

die Innentasche seiner Jacke. Daraufhin griff er zum Telefon und wählte. »Ich habe die Aufnahmen.« Er horchte in den Hörer, nickte. »Selbstverständlich kümmern wir uns darum. Er wird es nicht merken.«

Der Mann beendete das Gespräch, wählte erneut, wartete, bis sein Gesprächspartner sich meldete.

Mit knappen Worten sagte er, was zu tun war.

Der Angerufene hörte schweigend zu. Dann legte er auf, griff sich eine Werkzeugtasche und zwei Handschuhe und verließ den Raum.